

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

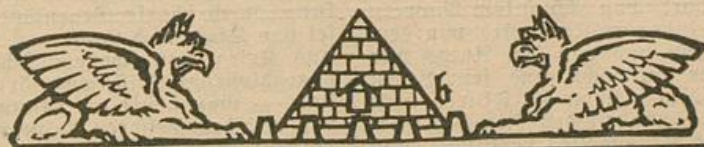
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

21.10.1934 (No. 42)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 42



21. Oktbr. 1934

W. E. Desterling / Zwischen Schwarzwald und Rhein Erinnerungen und ein Buch

Im Durlacher Wald war für uns Buben ein Jugendparadies. Das war freilich vor der Zeit der großen Verschubgeleise. Am Tivoli und der umfanglichen Rasenbleiche und Wäscherei, wo im Sommer auch unsere Leintücher gesonnt und gesprenkelt wurde, ging's vorbei, und rasch hinein unter den Schatten der grünen Bäume. Jetzt muß man erst durch die Unterführung, wo der Wind immer Staub, Papier und Zigarettenasche zusammenfegt, dann im Zickzack auf die vergitterte eiserne Brücke, ehe man den Wald gewinnt. Noch sieht man als dürftiges Wasserlein den Bach, wo wir eifrig Stacheln und Grundeln fingen, die wir in Einmachgläsern nach Hause oder zu einem Aquariumhändler trugen, der uns vielleicht zehn Pfennig dafür gab, und so unser kärgliches Meßgeld beträchtlich vermehrte. Dann kamen die Sengessel- (Brennnessel-) Büsche, wo die unscheinbaren fackeligen schwarzen Raupen des Pfauenauges zu Dutzenden im Gespinnst hockten und Blatt um Blatt abfräßen, wenn wir sie nicht unserer Schmetterlingszucht einverleibten und im drabtvorgitterten Kistchen fütterten, bis sie ihr Puppen an einem Stengel aufhängen und nun dem Sommerfalterdasein entgegen schlummer-ten. Da war auch noch der samtig-braunhaarige Härens Spinner und als köstlicher Schatz die grüne, schwarzgestreifte und rötlich-gelbe gefleckte Raupe des Schwalbenschwanzes, die man mit Gelbrübenkraut oder Fenchel aufzog. Wer gar die große Totenkopfraupe auf einem Kartoffelacker fand, dünkte sich besonders begnadet.

Im Durlacher Wald selbst kam das größere Getier an die Reihe. Dort surrten die stahlgefingerten Libellen über den Scheidgraben, wo die Frösche und Kröten plump ins leichte Wasser hupften. Wir aber lauerten auf Salamander, vor allem auf die schönen mit dem schwarzen Kamm und dem feuerroten Bauch. Eidechsen schlüpfen durchs Gras, smaragdgrün sonnten sie sich auf den bratwarmen Steinen, eine Blindschleiche schlängelte hilflos über den Weg, und vielleicht, vielleicht gelang es, eine Ringelnatter zu entdecken. Der Fritsch Mayerhöffer hatte letzthin eine gesehen, die war über den Scheidgraben hinübergekommen und lautlos in der Sandgrube verschwunden.

Die Sandgrube! Sie war bevorzugtes Jagdrevier und fast gar ein mythisches Gesilde. Dort sammelte sich alles zu einem animalischen Verband, was sonst zerstreut im Wald sein Dasein führte.

Suchten wir am ersten schulfreien Mittag der Osterferien Weidestücker für die Palmbüsche am Palmsonntag, nirgends glänzten sie seidiger als bei der Sandgrube. Auf einem versteckten Platz, zu dem man über einen quergelegten, grün bewachsenen und glitschigen Baumstamm auf die andere Seite des Wassergrabens balancieren mußte, leuchteten schon gelbe Himmelsschlüssel und die ersten fetten Sumpfdotterblumen. Ein Weib zog hoch über den lichten Stämmen seine Kreise im

Blau, bis er herabstieß und auf einem alten Eichenwipfel aufbaumte, der neben der Sandgrube seine knorrigen Äste in die linde Luft zackte.

Dort lagen wir stundenlang, unsre Beute in Botanikerbüchsen oder Gläsern neben uns; der Fritsch hatte auch noch ein breitflächiges Fläschchen mit Schwefeläther, um Käfer oder Schmetterlinge zu betäuben und schmerzlos zu töten, — das roch intensiv und abenteuerlich durch Dicht und Blattgrün. Sand rieselte in glitzernden Körnern an den Hängen der Grube, irgend ein Tierlein hatte ihn in Bewegung gesetzt; es raschelte in Halm und Gezweig, dickköpfige Wasserjungfern surrten, Zitronenfalter gaukelten, ein leuchtendes Ordensband sagte uns aus unserer dösfigen Ruhe, aber es schwang sich hoch über Malven und Königskerzen und entwischte uns. Wieder lagerten wir und deckten die Hände über die Augen, die den roten Saum der Finger geheimnisvoll wie Rubin leuchten sahen oder das Schweben und Kreisen regenbogenfarbiger Ringe und funkelnder Sterne im sammet-schwarzen Grund der ungreifbaren Tiefe unter den Eidern verfolgten. Plötzlich rief der Otto Pfeiffer, der von Old Shatterhand geträumt hatte: „die Ringelnatter“, und schoß mit seiner Gummischleuder einen Kiesel ins Gebüsch. Flugs waren wir auf den Beinen. Ob wir sie erwischten oder nicht, war für den abenteuerlichen Eindruck keineswegs entscheidend; es genügte, den fleckig geschuppten, glänzend geschmeidigen Leib dahinrutschen und unterm Laub verschwinden zu sehen. Irgend eine Sehnsucht nach großen Erlebnissen, nach fernen Ländern, nach Dschungeln und Urwald zog hinter ihr her. Die Bubenherzen klopfen lauter, und kühne Pläne wurden geschmiedet, in deren Mittelpunkt eine versteckte Blochhütte und ein flinkes Kanu standen.

Wir wollen nicht fragen, was daraus geworden ist, — der Fritsch hat sich in Hamburg niedergelassen; der Otto, der immer am abenteuerlichsten renommieren konnte, ist noch vor dem Einjährigen nach Amerika ausgerückt, wo er jetzt in einer Redaktionsstube sitzt; ein Dritter, der ein vielbestauntes Puppentheater besaß und immer voll drolliger Einfälle steckte, ist verschollen, — nur mich führt der Weg gar oftmals an der Sandgrube, an den alten Schlüsselblumenplätzen und Himbeerschlägen vorbei. Aber es ist die alte Sandgrube nicht mehr. Ein Bretterverschlag scheidet sie vom Wald und meldet „Das Betreten ist verboten. Der Eigentümer.“ Gleisspuren, in denen Gras und Wegerich wuchert, deuten darauf hin, daß vor noch nicht langer Zeit hier Sand und Kies geholt wurden. Die Schmetterlinge schwingen sich so sonnenselig wie je darüber hin, und wahrscheinlich liegen Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern geruhsam im warmen Geschiebe. Die Königskerzen treiben gelbe Blüten in Menge, und hoch oben zieht der Weib seine Kreise und läßt sich nicht stören, wenn das Geknatter eines Flugzeuges nicht fern von ihm die ätherblaue Weite durchstößt.

Hier liegt mein angestammtes Königreich,
die Insel seliger Erinnerungen
aus Kindertagen, froh und sehnsuchtsweich . . .
Leb wohl, du Grube mit dem gelben Sand!
Bald komm ich wieder, träumend mich zu strecken
im kurzen Rasen an der Föhrenwand.
Die Sterne schlummern hinter Wolkendecken;
stodunkel ist's, nur drüben schimmern sacht
Glühwürmchen-Lämpchen aus den Erlenheden.
Ihr Bäume, Blumen, Tiere: Gute Nacht!

Diese langvollen Verse in edeln Terzinen sind wie für mich geschrieben, und sie berührten mich seltsam genug, als ihr unbekannter Dichter sie mir vor Jahren im Manuskript zu lesen gab. Inzwischen ist sein Werk gedruckt und somit berufen, als starke, blutvolle episch-lyrische Dichtung nicht bloß zu einzelnen zu sprechen. Friedrich Singer hat in seiner Heimatdichtung „Zwischen Schwarzwald und Rhein“ poetisches Neuland betreten. Wie viele Dichter haben schon den Schwarzwald, den Neckar und Bodensee, den Oberrhein und das Frankenland oder gar den Rhein besungen und geschildert. Aber das Stück Ebene, das zwischen den Bergen und dem großen Strom liegt, fruchtbar zwar und mit kleinen Wäldern besetzt, die breite Horizontale da und dort von schlanken Pappeln senkrecht gegliedert, flach und scheinbar reizlos, wird von dem Wanderer kaum als Ziel aufgesucht und von den Autos nur flüchtig durchjagt. Aber wer da aufwächst und sein Leben hier irgendwie verwurzelt weiß, dem bleiben die Fluren nicht stumm. Anton Fendrich hat die Schönheit des Nieds gepriesen, Emil Belzner den Zauber des Kraichgaues verkündet, und nun kommt Friedrich Singer und windet der Niederung und ihrer verkanteten Eigenart ein Diadem. Daß es so leuchtend funktelt und gleißt, das verdankt es seiner dichtenden Goldschmiedekunst. Der Künstler hat, im Anschluß an Villenbrons „Poggfried“, die prächtige Strophe im Wechsel mit Terzinen gewählt, kostbare adlige und verpflichtende Form, die er mit herber Meisterhaftigkeit beherrscht. Diese brokatne Hülle legt er um die verdichtende Erzählung eines Menschenlebens, seines eigenen Lebens, das vom bescheidenen Fleck der engsten Heimat ausgeht und durch Irrungen und Schidungen in die breite Front des Volkes einmündet. Es kann das, weil es immer der Heimat verbunden und verwachsen bleibt. Die Entwicklung eines Knaben, der erste Erkenntnisse ewiger Gesetze im Bann jener Sandgrube in sich aufnimmt, der als Jüngling

und Mann die Erfahrungen von Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit seelisch und leiblich in aller Schwere und Ergriffenheit mitmacht, der gereift durch Erlittenes und Angetautes zu geistiger Schau empornwächst, ist hier mit echt deutscher dem Faust verwandter Art und ganz aus eigenem Erleben geboren und zu einer symbolkräftigen Dichtung geworden, die immer stark und blutvoll bleibt, weil sie die Bindung an den Boden nie verliert.

So habe ich um einen Ort geschwungen
den Zirkel meines Denkens, Fühlens, Strebens;
Sandgrube, darum hab' ich dich besungen:
In dir ruht alle Urkraft meines Lebens,
Schatzkammer voll geheimer Wundernis,
um keine Tröstung hat ich dich vergebens:
Du heiltest meines Lebens schlimmsten Miß!

Das Bild der Sandgrube schlingt sich wie ein Leitmotiv durch den Ablauf der geistig-seelischen Entwicklung. Alle Jahreszeiten erleben wir dort, alle Kämpfe des Knaben, Jünglings und Mannes finden hier ihre Entscheidung, sie ist der Mikrokosmos, von dem der Geist sich in den Makrokosmos hinausschwingt. In herber Männlichkeit vollzieht sich eine Entwicklung, durch scharfe Gegensätze ringt sie sich hindurch, im Wechsel von Stadt und Land, von Knabe und Mädchen, von Frieden und Krieg, von scheuem Ich und verstehendem Freund, von abgeschlossener Stille und lärmender Industrie. Auch die Großstadt — man denkt an Mannheim — mit ihren „Straßenbahnen und dem heiseren Gequarr der Autohupen zwischen Hofentranen“ wird nur ertragen, weil die Seele hier eigene Wege gehen kann. In der Stille des Parkes von Schloß Favorite fallen Entscheidungen wie ebenedem in der Sandgrube. Aus Dumpsheit geht es zum Wissen, aus Sehnsucht zum Besitz, aber nie zu Stillstand und vernünftiger Ruhe, sondern immer weiter zum Werk, zum Dienst an der Heimat, am Vaterland.

Denn heute soll mein Leben neu beginnen:
Ihr Brüste der Natur! an euch gedrängt
laß ich kein Tröpfchen Kraft daneben rinnen!

Du Erde, die an neuen Sohlen hängt:
noch feuriger will ich dich lieben lernen,
bis mich des reifen Endes Nacht umfängt!
Dann — aus der Grube — wachst ich zu den Sternen.

Karl Kaufmann / Durch Schweden zur Mitternachts-sonne

I.

Unter dem landläufigen Begriff „Nordlandreise“ versteht man gewöhnlich eine Gemeinschaftsfahrt zu Schiff nach Norwegen und in das geheimnisvolle Gebiet der Mitternachts-sonne. Dabei werden eine Anzahl Fjorde besucht, Oslo, Bergen, Trondheim und vielleicht noch Narvik, Tromsö und das Nordkap angelaufen; auch werden wohl einige Autofahrten in der Nähe der Fjorde unternommen. Schweden kommt dabei meist zu kurz; wenn es gut geht, wird von Narvik aus auf der sog. Ofotenbahn eine Fahrt ins schwedische Lappland ausgeführt.

Diese Art, einen Teil des Nordlandes kennen zu lernen, hat gewiß viel Reiz und ist auch angenehm. Ohne viel Vorarbeit für Reisepäne und für das Studium des Landes und ohne Sorge für Unterkunft und all die Dinge, welche eine Reise auf eigene Faust mit sich bringt, kann man manches sehen. Allerdings bleiben dabei die Einzelwünsche ohne Rücksicht. Diese Fahrten sind auf den Geschmack der Masse zugeschnitten. Das reizvolle Sichdurchkämpfen in fremdem Lande, der Verkehr mit den Einheimischen, das beliebig lange Verweilen in Gegenden und bei Dingen, für die man besonderes Interesse hat, sind die Vorteile des Einzelreisenden. Da ich bei meiner Sommerreise in diesem Jahr allein fuhr und vorwiegend mit der Eisenbahn reiste, so war es mir auch möglich, Schweden meine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Von der Größe Schwedens hat der Durchschnittsdeutsche keinen rechten Begriff; man ist eben gewöhnt, dieses langgestreckte Land auf der Karte meist in kleinem Maßstab zu sehen. Mit rund 448 000 Quadratkilometer Fläche ist Schweden nicht viel kleiner als jetzt Deutschland mit 471 000 Quadratkilometer. Dabei hat Schweden nur 6 Millionen Einwohner und Deutschland 65 Millionen. Auf einem Quadratkilometer wohnen sonach durchschnittlich in Schweden nur 13,4 Menschen, in Deutschland aber 138.

Auch über die Entfernungen im Lande ist man sich im allgemeinen nicht im klaren. Von der südlichsten Eisenbahnstation Schwedens, Trälleborg, wo der Fährdampfer von Sahnitz ankommt, bis Stockholm hat man eine Strecke von 630 Kilometer zu fahren, von da bis zur nördlichsten Eisenbahnstation, Riksgränjen bei Narvik, 1540 Kilometer, zusammen in einer Rich-

tung von Süden nach Norden also 2170 Kilometer. In Deutschland beträgt die größte Entfernung, die man in einer Richtung mit der Eisenbahn zurücklegen kann, Basel—Eydttubnen bei Königsberg nur 1620 Kilometer, also 550 Kilometer weniger.

Wie verschieden in den einzelnen Teilen von Schweden die klimatischen und landwirtschaftlichen Verhältnisse sein müssen, erhellt daraus, daß Schweden über 13,7 Breitengrade, vom 55,3 bis 69°, sich erstreckt, was von Süden nach Norden einer Luftlinie von 1520 Kilometer entspricht. Außerdem ragt Schweden in einer Luftlinienentfernung von rund 270 Kilometer über den Polarkreis, die Grenze der Mitternachts-sonne, hinaus. Deutschland reicht ungefähr um 47,4 bis 55. Breitengrad, entsprechend einer Luftlinie von 840 Kilometer von Süden nach Norden.

Nach vierstündiger Meeresfahrt von Sahnitz auf Rügen ab auf dem sehr gut ausgestatteten Fährdampfer, besteigt man in Trälleborg den schwedischen Zug. Um es gleich vorweg zu sagen, die schwedischen Eisenbahnen sind sehr gut. Die ruhig laufenden Wagen sind bequem eingerichtet und außerordentlich sauber gehalten. Besonders angenehm fallen die breiten Gänge und die weite Entfernung von Sitz zu Sitz auf. Die dritte Klasse ist gepolstert und gleichfalls gut ausgestattet. Man kann deshalb diese Klasse auf weite Strecken ohne besondere Ermüdung benutzen. Die Schweden fahren fast durchweg nur in der dritten Klasse.

Die Fahrpreise sind für kleine Entfernungen ziemlich hoch, sinken aber, da Schweden einen Zonentarif hat, bei großen Entfernungen beträchtlich. Bis zu etwa 200 Kilometer Entfernung beträgt der Fahrpreis für den Kilometer in der dritten Klasse 5 Döre, bei 250 Kilometer nur noch 4,60, bei 400 Kilometer 4,10, bei 1000 Kilometer 2,90 und bei 2000 Kilometer nur noch 2,16 Döre. Dazu kommt noch ein geringer Schnellzugzuschlag. Die große Entfernung von Trälleborg über Stockholm nach Riksgränjen bei Narvik (2170 Kilometer) z. B. kostet in der dritten Klasse nur rund 47 Kronen, in der zweiten Klasse rund 70 Kronen. Da die schwedische Krone, gleich 100 Döre, zur Zeit nur noch 67 Reichspfennige wert ist, so kann man

also mit dem geringen Betrag von 31,50 bzw. 47 RM. diese große Entfernung bewältigen.

Der Zug führt uns von Trälleborg an der lebhaften Fabrik- und Handelsstadt Malmö und an der durch ihren altromanischen Dom bekannten Stadt Lund vorbei durch die blühende Landschaft Schonen. Die Bodenkultur dieser Provinz, die sich mit ihren zusammenhängenden Wiesen, fruchtbaren Feldern und ihren schmucken Herrensitzen kaum von den benachbarten norddeutschen Landschaften unterscheidet, steht in starkem Gegensatz zur Bodenkultur des größten Teils des übrigen Schwedens. Schonen ist die Kornkammer Schwedens und weitaus am stärksten bevölkert. 68 Bewohner kommen auf einen Quadratkilometer.

Nach etwa 160 Kilometer Fahrt kommt der Zug in die dreimal größere unfruchtbare Provinz Smaland, und das Bild der Landschaft ändert sich vollständig. An Stelle der üppigen Felder ist ein felsiges Waldland getreten, das in seiner Unfruchtbarkeit einen beinahe trostlosen Eindruck macht. Felsfuppen, durch Gletscher der Eiszeit abgeschliffen, wechseln mit Geröll, das kaum eine geringe Bodenkultur zuläßt und nur schwächtigen Bäumen, Birken und Fichten, ein Fortkommen erlaubt. Ueber 200 Kilometer lang dauert diese Fahrt durch die Dede und Einsamkeit. Kaum sieht man dabei eine menschliche Ansiedlung. Die Bewohner dieser Provinz müssen schwer um ihre Existenz ringen. Sie sind deshalb sogar zu einem besonderen Begriff geworden; unter einem Smalönning versteht man einen Mann, der sich rechtchaffen und mit unverwundlicher Arbeitskraft durch alle Widerstände durcharbeitet. Man berührt auf dieser Strecke auch das Dorf Rasbult, wo im Jahr 1707 der berühmte Botaniker Linné als der Sohn eines Pfarrers geboren wurde.

Erfreulicher wird die Gegend erst, wenn der Zug in die zwischen dem langgestreckten Vätternsee und dem Baltischen Meer gelegene Provinz Västergötland kommt. Eine altschwedische fruchtbare Kulturstätte tut sich da auf, und überall erinnern stattliche Rittergüter und Schlösser an den feudalen Charakter dieser Provinz. Freundliche Dörfer und schmucke Kirchen kommen in den Gesichtskreis.

Västergötland wird von dem „Blauen Band Schwedens“, dem schon hundert Jahre alten Götafkanal durchzogen, der quer durch Südschweden von Göteborg bis Stockholm laufend das Kattegat mit der Ostsee verbindet. Hat man viel Zeit und Geduld, so empfiehlt es sich, den ganzen Kanal zu befahren; er führt durch die drei großen Seen Südschwedens und durch das Schärenmeer und läßt in Ruhe die wechselnden Bilder der schönen, echt schwedischen Landschaft genießen. Drei Tage dauert die Fahrt auf diesem 560 Kilometer langen Wasserweg; die Kosten sind rund 150 Kronen einschließlich aller Auslagen.

Weiter bringt uns die Bahn durch das einsame Waldgebirge Kolmarden in die Provinz Södermanland. Als Gott Wasser und Land schied, hat er Södermanland vergessen, sagt der Volksmund, weil diese Landschaft unzählige Seen aufweist. Durch große Wälder hindurch nähern wir uns Stockholm; überall zerstreute, in allen Farben schillernde saubere Sommerhäuser mit fröhlichen, braungebrannten Menschen, die unserem Zug freundlich zuwinken, künden die „Mälärkönigin“ an.

O du mein schönes stolzes Stockholm! Was ist es, das dir deinen Reiz verleiht? Ist es die herrliche Lage zwischen Mälarsee und Meer, sind es die stolzen Bauten, die gepflegten Gärten, die sauberen Straßen, oder sind es die aristokratischen und doch so lebenswürdigen und fröhlichen Bewohner, oder sind es gar die heimeligen Gaststätten mit ihren unerhörten Genüssen? Es mag wohl alles zusammenwirken, daß man sich in dieser großen Stadt freudig erregt und gleich wie daheim fühlt.

Auf Inseln und Halbinseln wuchs Stockholm in den 700 Jahren seines Bestehens zu einer modernen Großstadt mit 600 000 Menschen empor, in zähem Kampf mit dem felsigen Urgestein, das noch jetzt da und dort zum Vorschein kommt. Es ist aber eine Großstadt von selbständiger Eigenart; denn

Wolfgang Joho / Halbmaß für einen Familienvater

Frau Wegener stand in der Küche, es war halb neun Uhr morgens, als die Klingel schrill und dann plötzlich abbrechend die Stille zerriß. Frau Wegener erschrak so furchtbar, daß ihr die Knie zitterten. Der Ton der Klingel, den sie tausendmal täglich hörte, klang erschreckend wie noch nie. Langsam, ein Unwohlsein unterdrückend, ging sie zur Tür und öffnete zögernd. Draußen stand, grau und fahl im Gesicht, an die Wand gelehnt, ihr Mann.

„Was ist, um Gottes willen, was ist denn“, schrie die Frau auf. „Nichts weiter. Mir ist unterwegs plötzlich schlecht geworden...“ Langsam, leicht schwankend, geht Wegener an seiner Frau vorbei durch den Korridor und sagt mit einer Stimme, die belanglos und alltäglich klingen soll, die aber seltsam brüchig ist: „Ich glaube, ich werde mich ein wenig hinlegen.“

keine andere Hauptstadt hat einen so unmittelbaren Uebergang von Stadtsiedlung zur freien Natur.

Zunächst fällt beim Gang in die Stadt das königliche Schloß ins Auge, ein mächtiger, im Grunde einfacher Renaissancebau aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Es liegt auf der Altstadtinsel, der „Stadt zwischen den Brücken“. Alt-erhaltene Städte oder Stadteile sind in Schweden selten, da die auch in den Städten früher meist in Holz gebauten Häuser fast durchweg im Laufe der Zeit Brandkatastrophen zum Opfer fielen. Noch heute wird diese Gefahr vor Augen geführt dadurch, daß in jedem Hotel Anschläge sind mit der Bitte, sich alsbald nach Ankunft umzusehen, wie man sich im Brandfalle retten kann.

Die Stockholmer Altstadt war seinerzeit eine der Hauptstützen für den hanseatischen Handel. Die hinter dem Schloß stehende Tyska kyrkan (Deutsche Kirche) erinnert noch an jene Zeit. Auch sonst stößt man an vielen Orten in Südschweden und in Norwegen auf die Spuren der mächtigen Hanse.

Nicht weit vom Schloß liegt die am Ende des 13. Jahrhunderts gegründete Riddarholmskirche, Schwedens Pantheon, wo Gustav Adolf II., Karl XII. und andere schwedische Könige den letzten Schlaf schlafen. Sonst besitzt Stockholm an bemerkenswerten alten Bauten außer verschiedenen Kirchen noch das im 17. Jahrhundert in holländischem Renaissancestil erbaute eigenartige Riddarhuset.

Stockholms vornehmster Bau ist das 1911 bis 1923 in Backstein erbaute Stadthaus. Der Erbauer Dehnborg hat sowohl altschwedische als auch deutsche und venetianische Bauweise zu einem Riesenbau genial verbunden. Die Harmonie der Abmessungen und der Einzelausführungen ist in glücklicher Weise gelöst. Dazu kommt die herrliche Lage am Ende einer Landzunge des Mälarsees. Der Durchblick durch die Arkaden des Bürgerhofs über den einzigartigen Garten auf die Schloßinsel bleibt unvergessen. Man bekommt eine große Achtung vor der neuen schwedischen Kunst, die ein solch außergewöhnliches Meisterwerk schuf. Dehnborg wurde übrigens beim hundertjährigen Jubiläum der Karlsruher Technischen Hochschule vor einigen Jahren zum Ehrendoktor dieser Hochschule ernannt.

Das Nationalmuseum besitzt eine bedeutende Sammlung schwedischer Kunstwerke und auch hervorragende Proben holländischer und französischer Kunst, Gemälde von Boucher insbesondere.

Das sogenannte Nordische Museum ist der Mittelpunkt für das Studium der schwedischen Kultur. Es gibt ein Bild des schwedischen Lebens von den ältesten Tagen an. In der Rüstkammer sind viele historische Kostüme, so auch die Uniformstücke, die Gustav Adolf bei seinem Tode in der Schlacht von Lützen getragen hat. Man sieht das Wams aus hellbraunem weichem Leder, an zwei Stellen von einer Kugel durchbohrt, und auch das reiche Spitzenhemd, über und über mit königlichem Blut besetzt.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Gustav Adolf nicht nur ein großer Kriegsheld, sondern auch ein hervorragender Organisator und Staatsmann war. Beim Studium des Landes stößt man immer und immer wieder auf seinen Namen. Er hat das Justizwesen und die innere Verwaltung geordnet, Handel und Industrie gefördert und neue Universitäten gegründet. Das dankbare Land hat ihn durch zahlreiche Denkmäler geehrt. Ein besonders schönes habe ich in Göteborg, das 1619 von Gustav Adolf gegründet wurde, gefunden.

Dem Nordischen Museum angegliedert ist das Freiluftmuseum Skansen. Es liegt in dem schönen Park Djurgården und gibt in eigenartiger Weise durch alte Gebäude und Höfe, die man aus allen Teilen des Landes in natura hier zusammengeführt hat, die Möglichkeit, schwedisches Bauernleben aller Zeiten zu studieren. Dadurch, daß die Aufseher und Aufseherinnen die zugehörigen Trachten tragen, ergänzen sie in anschaulicher Weise das Bild. Ein ähnliches Museum befindet sich in Oslo.

Wie ein eiserner Gürtel legt sich bei diesen Worten der Frau Schreck ums Herz. Sie kennt ihren Mann zwanzig Jahre lang und sie weiß, was es bedeutet, wenn er morgens nicht ins Geschäft geht und sich hinlegen will. Das war noch nie geschehen.

Als sie ins Zimmer tritt, liegt der Mann auf dem Sofa. Er ist grau, blaß und still. Niesenhaft ragt die Nase aus dem eingefallenen Gesicht. Die Frau will sich um ihn bemühen, da wendet er sich weg und sagt leise, etwas ärgerlich: „Es ist ja nichts weiter.“

Stumm steht die Frau vor ihm und betrachtet ihn. Es ist ganz still in dem morgendlich unlebendigen Zimmer, und man hört nur ganz schwach den Atem des Mannes. In diesem Augenblick sind sie ganz unerhört allein miteinander, Mann und Frau. Wie zwei Wesen mitten in der leeren Unendlichkeit.

teit. Seit vielen Jahren waren sie einander nicht mehr so nahe wie jetzt. Obwohl keines ein Wort spricht. Die Frau umfängt den Mann mit einer weichen, schmerzlichen Zärtlichkeit in Gedanken. Seine Gedanken sind fern bei dem Sohn, der in den letzten Semestern studiert und bei der Tochter, die auswärts verheiratet ist. Er würde jetzt gern mit der Frau über die Kinder sprechen, aber er kann nicht, weil sie dann sofort merken würde, wie es um ihn steht. Es steht nicht gut, das hatte er blühartig in dem Augenblick festgestellt, als er auf der Straße das Gefühl einer beklemmenden Herzschwäche gehabt hatte.

„Hat Erich heute geschrieben?“ Das soll sehr gleichgültig klingen. Aber die Frau hört erschreckt auf. Sie fühlt genau, was hinter der harmlosen Frage steckt. Ohne auf die Frage zu antworten, sagt sie gepreht: „Ich werde doch den Arzt anrufen, es ist besser“.

Da lächelt er schwach. Nein, es hat keinen Sinn, Verstet voreinander zu spielen, wenn man sich so lange kennt. Und er sagt, mit einem Unterton von Ironie: „Ja, jetzt kommen wir dran“.

Grauen packt die Frau. „Ich werde sofort den Arzt anrufen“, und sie eilt aus dem Zimmer.

Der Mann will widersprechen, aber in diesem Augenblick legt sich eine furchtbare Beklemmung um Herz und Atem, er kann kein Wort vorbringen und glaubt zu ersticken. Jetzt ist es bald Schluss, schießt es ganz klar durch sein Gehirn.

Dann ist das Zimmer, ist die ganze Umwelt nicht mehr da. Er liegt still und allein in der Unendlichkeit mit seinen letzten Gedanken. Er liegt genau fünf Sekunden so, aber das kommt ihm nie mehr zum Bewußtsein. Diese Sekunden sind eine Ewigkeit, in der Vergangenheit, Gegenwart und quälende Sorge um die Zukunft der Familie durch das todmüde Gehirn rasen.

Heiteres Bild, ganz fern und verschwommen, wie leise Musik: Kindheit, Geschwister, Hubschreie . . . Er will dieses herrliche Bild festhalten, sich daran klammern. Aber unerbittlich, dumpf vorwärts drängend, schieben sich andere Bilder in das Gedächtnis: Kampf, Not, Sorge und Enttäuschung, Stellung und Familie, Erniedrigung um der Existenz willen, Begraben großer Träume und Pläne . . . Im Vorüberhaften dieser erdrückenden Bilder versucht er fiebernd etwas zu erfassen, einen Sinn, einen Wert. Aber wie in einen Abgrund rasen die Gedanken auf den heutigen Tag, auf den letzten Augenblick zu. Einen Sekundenbruchteil lang ist alles ruhig und leer. Aber mitten aus dieser Leere springt hart und deutlich ein einziger Gedanke: Morgen werde ich nicht mehr da sein! Das ist das Signal: in qualvoller Heißjagd bricht der Wirbel der Gedanken wieder los. Was wird werden, was wird werden, um Gottes willen, was wird denn werden?!!

Die Frage schwillt zu einem unerhörten Orgelbrausen an, erfüllt den weiten Raum und erdrückt den müden Körper des Familienvaters. Die Frau wird leben können, sehr ärmlich, aber es wird gehen. Die Tochter ist versorgt. Aber was wird mit dem Sohn geschehen? Er muß fertigstudieren, unbedingt, er muß, er muß!

Mit einer ungeheuren letzten Kraftanstrengung zerrt der Mann einen Fehler Papier und einen Bleistift aus der Tasche und schreibt: „Erich soll fertigstudieren“. Dann sinkt er erschöpft zurück.

Es ist, wie wenn das Schicksal selbst weinen wollte. Es hat ein letztes Erbarmen: Es schenkt dem Vater eine letzte, herrliche Sekunde, die alle Qual der andern auslöscht. — Inmitten wunderbarer, beruhigender Afforde einer unsichtbaren Musik sieht der Vater den Sohn auf dem Weg zu einem großen, herrlichen Ziel. Er sieht, wie sich alles, was bei ihm Wunsch und Traum war, in dem Leben des Sohnes erfüllt...

Margarete Wittmers / Herbstzeitlosen

Nun weht der Wind schon kühl
über die leer gewordenen Wiesen . . .
Am Rande träumen noch ein paar Vergehn:
Schafgarbe und roter Klee und schwellende Stabiosen.

Doch ihre Zeit ist um. Und schon besternte
der grüne Samt des Grundes sich aufs neue.
Ach, diese matten Sterne auf bleichen Stengeln,
die duftlosen, schon wie im Frost verfärbten!

Ich will mir einen Strauß nach Hause nehmen
und will ihn fleißig jeden Tag betrachten,
auf daß mein heißes Herz es endlich lerne,
mein unersättlich Herz: — Der Sommer ist vorbei.

Schrifttum und Heimatkunde

Kloster Salem. Von Stadtpfarrer Dr. Hermann Ginter. 88 Seiten mit 47 Abbildungen. Heimathblätter „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 41, herausgegeben im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat E. V. von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, Preis 1,50 RM.)

Es ist etwas ganz Eigenes um die Kunst der Zisterziensermönche. Die ungeheure Energie, mit der hier wieder einmal, zu Beginn des 12. Jahrhunderts, der Versuch gemacht wurde, die Idee der mönchlichen Askese in ihrer ganzen Strenge zu verwirklichen, hat auch den Kirchen und sonstigen Bauten dieses Ordens ihren Stempel aufgedrückt. In nackter Härte und Größe stehen sie vor uns, Zeugen eines heldenhaften Ringens gegen menschliche Schwäche, um eine verinnerlichte Religionsauffassung. Die Baumeister des Ordens, denen alles nur schmückende Beiwerk versagt war, mußten allein mit den reinen Mitteln der Baukunst ihre Werke gestalten, den Stein vergeistigen. Der den frühen Bauten der Zisterzienser eigene herbe Ernst erschließt sich dem Betrachter nicht so leicht, aber er führt wie wenig anders zu dem eigentlichen Wesen der Baukunst.

Dieser Geist hat auch das Salemer Münster geprägt. Er wirkt dort um so eindringlicher, als das Münster des 14. Jahrhunderts sich heute abhebt von den breit ausgedehnten Konventbauten einer viel späteren Zeit — als der Orden nicht mehr der große, strenge Kolonistator der Frühzeit, sondern der reich und vornehm gewordene Großgrundbesitzer war. Am stärksten wirkt dieser Gegensatz zu der ursprünglich zisterziensischen Geisteshaltung im Innern des Münsters, das in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine überprächtige Ausstattung erfuhr, die von dem Wesen der asketischen Strenge des Mittelalters nichts mehr verspüren läßt.

Die lebendige Darstellung des Verfassers gibt das Bild eines in vielen Jahrhunderten von innerem Verfall verschonten Gemeinwesens, das alle Stürme der Zeit immer wieder kraftvoll überwindet. Daneben tritt die erschöpfende Baugeschichte des Klosters. Die lebendige Kraft dieser Gemein-

schaft spricht sich in immer neuen Baunternehmungen aus. Und wenn auch im Lauf der Jahrhunderte das eigentlich Zisterziensische dabei verblähte, bis in seine letzten Tage sah der Orden Leben genug zu künstlerischen Leistungen, die zum Besten einer überreifen, alternden Kunstpoche gehören. Immer noch war Salem kraftvoll genug, selbst in der klassizistischen Gewandung auch religiöses Gefühl auszudrücken.

Mit Recht gedenkt Pfarrer Dr. Ginter dankbar der ungewöhnlich pietätvollen Sorgfalt, mit der das markanteste Haus Baden dieses kostbare Erbe gepflegt und erhalten hat. — Die vielen schönen Bilder werden in jedem Betrachter den Wunsch wecken, diesen herrlichen Schatz heimischer Kunst an Ort und Stelle unter so eindringlicher Führung in sich aufzunehmen.

„Das Bild“. Monatschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe i. B. (Verlag C. F. Müller.) Heft 9.

Dieses Rheinlandheft knüpft an die frühen Bodenfunde in Westgermanien an, über die N. von Uslar berichtet, und Franz Langheinrich erbringt eine knappe Darstellung der sagenumwobenen Externsteine. Dann führt ein reichbebildeter Aufsatz von Universitätsprofessor Dr. Fritz Witte, betitelt „Vom Werden des Deutschen Ornamentes in den Rheinlanden“, hinein in einen Entwicklungsvorgang, von dessen Lebendigkeit und Dramatik der Late kaum eine Vorstellung hat. Professor Dr. Hans Karlinger deutet das langsame Abklingen eines Jahrhunderts währenden Lobgesanges zu Ehren Gottes und der Kirche in dem Aufsatz „Gottik am Rhein“. Im Schatten solcher vergangener Hochkultur erwuchs später noch einmal ein ganz großer Künstler: Alfred Nethel, über den Dr. Arthur Rümmer schreibt. Es folgen Aufsätze und Bilder: „Westdeutsche Bildhauer“ vom Kunstoz Dr. Ernst Schleuter und „Deutsche Malerei im Rheinland“ von Bettina Feistel-Rothmeier.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“